



ZORAN DRVENKAR

LICHT UND
SCHATTEN

**BELTZ
& Gelberg**

Das Buch

Schon lange vor Vidas Geburt wussten ihre Eltern, dass sie kein normales Kind sein würde. In Sturm und Wind beobachtet Vida, wie sich der Fluss mit Eis überzieht, und fürchtet sich nicht vor Bären oder Wölfen – selbst die Toten machen ihr keine Angst. Ihre Tanten lehren sie Sprachen, Geschichte und die Geheimnisse der Natur. Die Welt scheint grenzenlos und nur auf Vida gewartet zu haben.

Dabei ahnt Vida nicht, dass die Dunkelheit jeden ihrer Schritte beobachtet und das Böse mit gebleckten Zähnen lauert, um ihr die Seele zu rauben. Erst als Vida erfährt, wer sie wirklich ist, beginnt ein Kampf, der das Gerüst der Zeit erschüttern und Vida an die Grenzen ihres Daseins führen wird.

Der Autor

Zoran Drvenkar wurde 1967 in Kroatien geboren und zog als Dreijähriger mit seinen Eltern nach Berlin. Seit 30 Jahren arbeitet er als freier Schriftsteller und schreibt Romane, Gedichte, Theaterstücke und Drehbücher über Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Er wurde für seine Bücher mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet und lebt in der Nähe von Berlin in einer ehemaligen Kornmühle.

Zoran Drvenkar, *Licht und Schatten*
Gebunden mit Schutzumschlag,
584 Seiten, ISBN 978-3-407-75462-2
Erscheint am 17. Juli 2019.

**BELTZ
& Gelberg**

Instagram: @beltz_stories

www.beltz.de/978-3-407-75462-2

ZORAN DRVENKAR

LICHT UND SCHATTEN

LESEPROBE

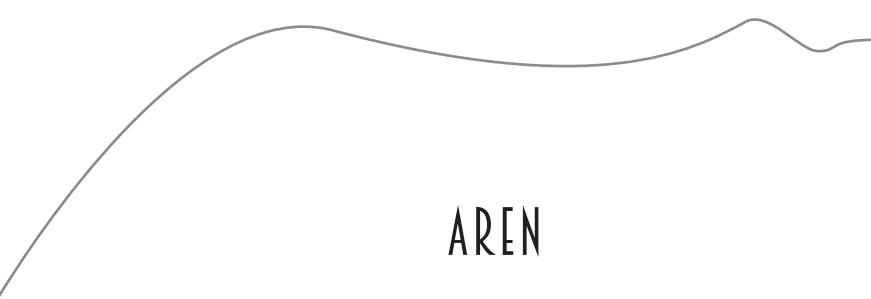
BELTZ
& Gelberg



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-75462-2 Print
ISBN 978-3-407-74975-8 E-Book (EPUB)

© 2019 Zoran Drvenkar (www.drvenkar.de)
© 2019 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Matthea Dörrich
Einbandgestaltung: Susanne Kopp
Covermotiv: Pieter Bruegel der Ältere
Bildnachweis: Mondadori Portfolio / Gettyimages
Herstellung: Elisabeth Werner
Satz/Gestaltung: Corinna Bernburg
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany
1 2 3 4 5 23 22 21 20 19

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen
und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de



AREN

Mein Name ist Aren und meine Geschichte ist deine Geschichte ist unsere Geschichte. Sie ist der ewige Kampf des Guten gegen das Böse. Du kennst diesen Kampf, du hast ihn am eigenen Leib erfahren. Die hellen und dunklen Tage – das Glück, das dich tanzen lässt, und den Schmerz, der dich in die Knie zwingt. Der ewige Kampf kennt keine Ruhe. Jahrtausend um Jahrtausend um Jahrtausend bewegt er sich durch die Zeit wie ein Schiff, das keinen Hafen findet. Der Kampf legt keine Atempause ein, er ist immer anwesend und erwischt dich in den unerwartetsten Momenten.

Es ist mein, es ist dein, es ist unser Kampf.

Ich habe die Dunkelheit studiert und weiß, wie das Böse denkt, wie es angreift und verwundet. Ich weiß, wonach es hungert, wonach es sich sehnt und welche Ausmaße sein Hass annehmen kann. Über die Jahre hinweg habe ich gelernt, mich zu schützen, und will dir die richtigen Waffen in die Hand legen, damit auch du dich schützen kannst. Ich rede aber nicht von Äxten oder Messern. Du wirst auch nicht zu Schwertern oder Kanonen greifen müssen. Die Waffen sind wir, jeder Einzelne von uns.

Du und ich.

Unsere Gedanken und unsere Ideen.

Unser Mut und unser Glaube aneinander.

Mehr ist nicht nötig.

Vielleicht noch ein wenig Glück dazu, aber das werden wir schon haben.

Sobald ich diese Geschichte beendet habe, wird es an meine Haustür klopfen. Ich werde sie öffnen und der Kampf zwischen Gut und Böse wird sein Ende finden. Vor meiner Tür wird kein Engel stehen, es wird auch kein Prophet sein, kein Zauberer oder Bote des Himmels. Es wird jemand sein, den du auf den nächsten Seiten näher kennenlernen wirst. Aus diesem Grund nimmt diese Geschichte ihren Anfang auch nicht im Jetzt. Sie beginnt vor langer Zeit mit der Geburt der ersten reinen Seele, die uns schon damals Frieden gebracht hätte, wäre ihr Dasein nicht so schnell im Keim erstickt worden.

Und die erste Geburt beginnt und endet mit dem Tod.

DAS MÄDCHEN, DAS GEBOREN WERDEN WOLLTE

Der Tod ist ein Habicht, der auf dem Gipfel einer Kiefer sitzt und wartet. Er ist nicht hungrig, er verspürt keine Kälte, und würde man ihn fragen, würde der Habicht zugeben, dass er kein Habicht ist. Der Tod ist immer ein Teil des Landes, der Menschen, Pflanzen und Tiere. Er zeigt sich in der Nacht und im Sonnenschein, er atmet unter Wasser und schläft im Fels.

Dabei nimmt er diese und jene Form an.

Ein Habicht zu sein gefällt ihm besonders gut.

Der Tod mag das graue Gefieder, und wie der Vogel unsichtbar wird, sobald er sich reglos auf einem Ast niederlässt, oder wie er den Kopf neigt, als würde er ahnen, was als Nächstes geschieht. Dann sind da die Kraft seiner Flügel, das starke Herz und der scharfe Schnabel.

Der Tod findet, er hätte keine bessere Wahl treffen können. Er schließt die Krallen fester um den Gipfel der Kiefer und hält sein Gleichgewicht, als eine Windböe durch den Wald fährt und den Stamm zum Schwanken bringt. Der Tod schaut über das Land und beobachtet das erwachende Dorf, dessen Häuser wie hingeworfene Kieselsteine in der schneebedeckten Talebene liegen.

Bald ist es so weit, denkt er und neigt seinen Kopf mit der Eleganz eines Habichts, der alle Zeit der Welt hat.

In den langen Tagen vor der Geburt des Kindes versteckte sich die Sonne hinter einem Gebirge aus Wolken, sodass nur ein fahles Licht herabschien, das die Erde kaum wärmte. Unter dem Schnee war der Boden hart wie Granit, und wann immer der nahe liegende Fluss sich in seinem Winterschlaf bewegte, krachte das Eis so laut, dass die Bewohner in Warrosch aus ihren Träumen gerissen wurden.

Es war die Zeit der Finsternis, es war die Zeit der Wolken.

Nur in den Nächten öffnete sich der Himmel wie ein schwerer Samtvorhang und ließ den Mond auf die gefrorene Landschaft hinabschauen. Man erzählte sich, wer in diesen Stunden nackt im Mondlicht badete, dem würden Klauen wachsen und Zähne, scharf wie Messer. Natürlich trafen sich die mutigsten Kinder heimlich am Ufer des Flusses und jagten einander im Mondschein, aber ihre Zähne blieben, wie sie waren, und sosehr sie ihre Hände drehten und wendeten, sie verwandelten sich nicht in Klauen.

Es gab auch Männer, die sich in der Nacht aus dem Dorf schlichen. Sie standen mit ausgebreiteten Armen auf dem Eis und hofften, dass der Mond ihnen die Kraft und die Schlaueit eines Wolfes verlieh. Sie hatten es dringend nötig. Das Dorf hungerte seit Anbeginn des Winters. Die Jäger waren wochenlang unterwegs und kamen mit leeren Händen zurück. Es war eine harte, bittere Zeit, in der man sich erzählte, die Götter seien der Menschen müde geworden und hätten die Sonne ausgeblasen. Seitdem lag ein Bann über dem Menschengeschlecht, und solange die Sonne nicht neu entzündet wurde, solange würde kein Neugeborenes seinen ersten Schrei tun.

Die schwangere Frau glaubte nicht an den Zauber des Mondes oder an zornige Götter. Sie glaubte an das Leben, deswegen lag sie in dem Zimmer über der Schmiede und heulte wie ein verwundetes Tier. Ein Stockwerk darunter saß die Hebamme und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Müde und beschämt starrte sie in das Kaminfeuer, um das sich der Mann der Frau kümmerte. Der Aberglaube in Warrosch war groß. Es wurde erzählt, sollte das Feuer ausgehen, würde auch die Flamme im Körper der Frau verlöschen. Also brachten die Bewohner beim ersten Licht des Tages geschlagenes Holz, das der Mann mit einem dankbaren Nicken entgegennahm. Er hielt das Feuer am Leben und starrte dabei auf seine Hände und fühlte sich hilflos, denn er konnte spüren, dass die Hebamme seine Frau längst aufgegeben hatte. Ihr Wissen half so wenig wie alle Kräuter und Salben der Welt. Sie hatte alles getan, was in ihren Kräften lag, doch es war nicht genug. Aus diesem Grund blickte sie beschämt in das Feuer und schwieg, während die Schreie der schwangeren Frau das Dorf erschütterten.

Vor acht Tagen hatten die ersten Wehen eingesetzt, und nach dem Brauch wurde am neunten Tag das Südfenster der Hütte geöffnet. Egal wie das Wetter war, ob es schneite oder stürmte, der neunte Tag gehörte Taluk dem Fuchs, der sich im Morgengrauen auf den Weg machte, um das Ungeborene zu holen, sollte es bis dahin nicht seinen ersten Schrei getan haben. Auch wenn es die Bewohner des Dorfes nie zugegeben hätten, so warteten sie sehnsüchtig darauf, dass der Fuchs das Leiden der Frau beendete. Sie wollten in diesen bitteren Zeiten das Lachen ihrer Kinder hören und nicht die Schmerzensschreie einer Gebärenden.

»Ich gehe zu ihr«, sagte der Mann.

Die Hebamme wollte widersprechen, es war allein ihre Aufgabe, sie hatte sich zu kümmern, doch sie nickte nur erleichtert und

flüsterte ein Gebet. Und so stieg der Mann mit schweren Beinen die Stufen nach oben und bereute es, dass sie in diesem abgelegenen Dorf gestrandet waren. Sie hätten auf die Schwestern seiner Frau hören und weiter nach Westen in eine der größeren Städte ziehen sollen. Aber seine Frau hatte den Kopf geschüttelt und gesagt, hier seien sie sicher, denn hier in der Einöde würde sie niemand vermuten.

Der Mann betrat das Zimmer und verspürte ein Ziehen im Herzen – die Liebe seines Lebens lag erschöpft auf dem Bett, und das Licht in ihren Augen erinnerte an die letzte Wärme, die von einem Feuer aufsteigt, bevor die Flammen in sich zusammensinken und sich der Dunkelheit ergeben. Die linke Hand der Frau strich über den geschwollenen Bauch und wob mit den Fingern ein Zeichen in die Luft. Der Mann kannte diese Geste, wie ihm auch die anderen Mudras vertraut waren, die seine Frau auf ihren Reisen gesammelt und niedergeschrieben hatte. Er wusste zwar nicht, welchen Namen dieses Mudra hatte, er wusste aber, dass es die Dunkelheit vertreiben und das Ungeborene schützen sollte. Für den Mann war es die traurigste Geste der Welt, denn es war nicht ihr erster Versuch, das Kind zu bekommen.

Es sollte ihr letzter sein.

»Ich vermisse dich«, sagte der Mann.

Die Frau schaute auf. Obwohl die letzten Tage der Schwangerschaft tiefe Furchen in ihr Gesicht gezeichnet hatten, lächelte sie, als würde die Anwesenheit ihres Mannes alles Leid von ihr nehmen. Ihre Hand kam auf dem Bauch zur Ruhe, mit der anderen Hand klopfte sie neben sich auf das Bett.

Der Mann setzte sich und strich ihr eine schweißfeuchte Haarsträhne aus der Stirn. Er sagte ihr, wie schön sie sei und wie sie in seinen Augen mit jedem Tag schöner wurde. Sie lächelte und fühlte sich alt und jung zugleich. Sie spürte, dass sie dabei war, sich von diesem Dasein zu verabschieden. Auch ihr Mann spürte das, und wie er sie so betrachtete, begriff er, dass nach ihrem

Tod eine lange Zeit der Einsamkeit folgen würde. Diese Erkenntnis erschütterte ihn bis ins Mark.

»Denk nicht daran«, sagte die Frau.

»Ich gebe mir Mühe«, sagte er.

Danach schwiegen sie und beobachteten einander wie zwei Wesen, die ohne Sprache sein können, dann stand der Mann auf und trat an das Fenster. Er zog den Vorhang auf, und das fahle Morgenlicht schien nur auf diesen Moment gewartet zu haben. Es schwappte über das Fensterbrett, ergoss sich lautlos über den Boden und füllte das Zimmer mit einem kalten, blauen Schein, der die Frau frieren ließ. Sie biss sich auf die Unterlippe und begann zu weinen. Sie brauchte keine Erklärung, der neunte Tag war angebrochen. Der Mann setzte sich wieder an ihre Seite und sprach beruhigend auf sie ein. Er sagte, sie habe ihr Bestes gegeben, er sagte, sie müsse nichts mehr tun.

»Aber unsere Tochter will ans Licht«, sprach seine Frau.

»Ich weiß«, sagte der Mann, »ich weiß.«

Und wie er das sagte, hörte die Frau seine Zweifel.

»Wenn nicht jetzt«, fügte der Mann schnell hinzu, »dann wird es das nächste Mal geschehen.«

»Und wie oft haben wir das jetzt schon gesagt?«, wollte die Frau wissen.

»Wir werden es so oft sagen, bis der Moment gekommen ist.«

Seine Worte sollten zuversichtlich klingen, sie taten es nicht, sondern rüttelten an der Verzweiflung der Frau. Noch nie war die Schwangerschaft so weit vorangeschritten, noch nie waren sie ihrem Ziel so nahe gewesen. Beide wussten, dass es kein Zurück mehr gab.

»Ich will das Kind aber *jetzt* haben«, sagte sie laut.

»Beruhige dich, wir---«

»Nein, ich beruhige mich nicht!«

Sie setzte sich auf und legte beide Hände um ihren Bauch, die Finger zeichneten ein neues Mudra auf die gespannte Haut. Es

war die Geste, die Kraft und Hoffnung spenden sollte. Der Mann wollte seine Hände über ihre legen, wagte es aber nicht, das Mudra zu stören.

»Wir haben lange genug gewartet«, sagte die Frau entschieden. »Wir haben lange genug gehofft und gesehnt. Unser Kind ist ungeduldig, verstehst du?«

Der Mann verstand, und weil er nicht wusste, was er sagen sollte, sagte er das Banalste, was ihm in den Kopf kam:

»Die Leute im Dorf denken, dass dir Taluk helfen kann. Sie sagen, sie beten für dich.«

Die Frau lächelte, ihr Mann ähnelte in Momenten wie diesen einem Kind, das auf Wunder hofft. Sie reichte ihm die Hand, er nahm sie dankbar in seine.

»Taluk ist ein Fuchs, der die Toten holt und mit ihnen am Flusslauf spielt«, sagte sie. »Lass die Leute reden, lass sie ihren Aberglauben haben. Unser Kind ist nicht tot. Es lebt.«

Sie wollte mehr sagen. Sie wollte sagen, dass ihre Flucht hier und jetzt ein Ende finden würde, aber sie verstummte, als sie sah, wie der Mann ihrem Blick auswich. Er wusste alles, er musste nicht mehr hören, es gab keinen Grund, ihn zu belehren. Sie war ungeduldig und diese Ungeduld machte sie zornig. Sie wollte nicht zornig sein, weil ihr Zorn das Kind verschrecken könnte. Also zog sie ihren Mann näher zu sich heran, küsste ihn und entschuldigte sich mit leisen Worten. Er legte seine Wange auf ihren Bauch, sie strich ihm über den Kopf und schaute zum Fenster. Und so warteten sie beide, dass Taluk der Fuchs aus dem Morgengrauen hervortrat und sich zeigte.

Es war der neunte Tag und der Vorhang war geöffnet.

Und dann kam der zehnte Tag.

Und dann der elfte.

Und Taluk der Fuchs ließ sich nicht blicken.

Die Dorfbewohner legten kein Holz mehr vor der Hütte ab, die Hebamme kehrte in den Nachbarort zurück und die Tage wurden kälter. Der Mann sammelte sein eigenes Holz und kümmerte sich um das Feuer. Er ließ seine Arbeit ruhen und kochte für seine Frau, er wusch ihren erschöpften Körper und verbrachte jede Minute an ihrer Seite. Ihr unerschütterlicher Wille machte ihn stolz. Seine Frau bot Taluk die Stirn, und als würde er das spüren, ließ sich der Fuchs nicht blicken.

Am zwölften Tag waren alle Gespräche in Warrosch wie ein müdes Kohlenfeuer zu einem Flüstern heruntergebrannt. Die Nerven lagen blank und niemand fand Schlaf. Eine nervöse Rastlosigkeit ließ die Bewohner sich in ihren Betten von einer Seite zur anderen wälzen.

Kein Kind wagte sich zum Spielen nach draußen und die Hunde schlichen mit eingezogenen Schwänzen um die Häuser und schnappten nach ihren eigenen Schatten. Sie alle spürten die Anwesenheit des Todes, die wie ein feiner Schneefall durch die Dächer der Häuser drang und mit Nadelspitzen auf die Bewohner einstach. Wenn sie sich auf der Straße begegneten, wagten sie nicht, einander in die Augen zu sehen. Sie sagten, bald wäre es so weit und der Tod würde auf Taluk dem Fuchs angeritten kommen. Sie lauschten dem Tapsen seiner Pfoten, denn wenn der Tod an deinem Haus vorbeiritt, musstest du den Blick senken, sonst wurde er auf dich aufmerksam und kratzte an deiner Tür.

Und der Habicht saß reglos im Wipfel der Kiefer und wartete.

Am Morgen des dreizehnten Tages war es so windstill, dass die Schneeflocken reglos in der Luft hingen und an reife Früchte erinnerten, die darauf warteten, gepflückt zu werden. Die Frau schlief den Schlaf der Erschöpften, ihr Mann lag neben ihr und

wachte über ihre Träume. Hin und wieder strich er über die Wölbung ihres Bauches, um die Wärme und die Kraft darunter zu spüren.

Als seine Frau erwachte, war ihr Blick klar und voller Zuversicht.

»Spürst du unsere Tochter?«, fragte sie.

»Ja«, antwortete der Mann und strich über ihren Bauch, »ich spüre sie, und ich weiß, sie will leben.«

Und wie er das sagte, seufzte die Frau erleichtert auf.

»Wir sind für immer«, sagte sie.

»Wir sind für immer und ewig«, versprach er.

Sie hielten sich an der Hand, sie waren für immer, sie waren für ewig.

Ein Schatten huschte am Fenster vorbei.

»Taluk der Fuchs kann uns nichts«, sagte die Frau und ihre Stimme war nur noch ein müdes Flüstern.

»Er hat es sich wohl anders überlegt«, sagte der Mann und lächelte.

Die Frau erwiderte sein Lächeln, atmete aus und starb.

Das Heulen des Mannes schnitt in die morgendliche Stille des Dorfes wie eine Axt in das Eis, wenn die Fischer zum Ende des Winters auf den Fluss traten, um das erste Loch zu schlagen. Das Heulen schreckte die Bewohner aus ihren Betten und ließ sie ihre Häuser verlassen. Barfuß standen sie im Schnee und ihre Blicke waren auf den Schornstein der Schmiede gerichtet, aus dem es zögerlich qualmte. Dann löste sich aus dem Rauch heraus ein Funkenregen und die Seele der Frau stieg in den Nachthimmel auf und drehte sich wie eine glitzernde Schwalbe, die ein letztes Mal das Morgenlicht auf ihren Flügeln einfangen will, ehe sie zwischen den Wolken verschwindet. Manche sagten, da sei ein Schatten gewesen und es sei der Schatten eines Habichts, der mit einem hohen Kreischen der Seele der Frau ge-

folgt war. Andere sagten, dass nur ein Teil der Seele aus dem Schornstein aufgestiegen sei, und so war es auch, denn der andere Teil blieb zurück und machte mit einem Gurren auf sich aufmerksam.

Auch der Mann hörte das Gurren und unterbrach sein Heulen.

Die Wolldecke auf dem Bett bewegte sich, und als der Mann sie zur Seite schlug, lag dort das Kind mit offenen Augen zwischen den Beinen der Frau und blickte zu seinem Vater auf. Es war noch ganz erschöpft von der Geburt und lehnte den Kopf müde an das Knie seiner Mutter, als wolle es noch einen Moment ausruhen, bevor das Leben begann.

»Da bist du ja endlich«, sagte der Vater leise und spürte, wie sein Körper vor Trauer und Freude schwach wurde. Er beugte sich über seine tote Frau und küsste sie zum Abschied. Wieder und wieder. Er flüsterte ihr ewige Liebe ins Ohr, ehe er sich dem Kind zuwandte und mit den Zähnen die Nabelschnur durchbiss. Vorsichtig nahm er das Neugeborene, öffnete sein Hemd und drückte sich das Kind an seine Brust, damit es warm und sicher gebettet war. Danach streckte er sich neben seiner Frau aus und zog die Wolldecke über seine Familie.

So wollte er für immer bleiben.

Der Name der Mutter war Yrma, der Name des Vaters Solomon, und ehe die Sonne an diesem Morgen neu entzündet werden konnte, war ein Kind zur Welt gekommen und sein Name sollte Vida sein.

Und genau da beginnt unsere Geschichte.

Es war ein eiskalter Wintertag im Jahre 1704.

LESEPROBE TEIL 2

*Vidas Kindheit ist geprägt von Neugierde,
Unerschrockenheit und Wissensgier. Von ihrem
Vater Solomon und ihren Tanten Eka, Riva, Asha
erfährt sie, welche besondere Gabe sie hat.*

*Kurz vor ihrem zehnten Geburtstag kommt
ihre Fähigkeit zum ersten Mal zum Tragen.*



Vier Monate vor Vidas zehntem Geburtstag kristallisierte sich klar und deutlich ein einzelner Ruf aus der Ferne heraus. Als Vida ihn hörte, saß sie am Flusslauf in der Krone einer Kastanie, auf deren Ästen sich die Kinder aus dem Dorf niedergelassen hatten. Es war ein staubtrockener Augusttag. Die Bauern warteten seit Wochen auf Regen und die Dorfbewohner hatten schon zum wiederholten Male das Seil an dem Brunneneimer verlängert, um das schwindende Wasser zu erreichen. Sie waren sich einig, dass der Sommer seinen Höhepunkt hinter sich gelassen hatte, und schauten jeden Morgen sehnsüchtig Richtung Norden, von wo aus sie die ersten kühlenden Winde erwarteten. Nur die Kinder interessierte das Wetter nicht.

Die Jungs pulten Borke vom Stamm und kauten auf ihr herum, während die Mädchen einander Zöpfe flochten und taten, als würden sie auf eine Kutsche warten, die sie zu einem großen Fest entführte. Da Vida es nicht mochte, wenn jemand an ihrem Haar herumfummelte, war sie bis in die Baumkrone gestiegen und hatte dort ein verlassenes Nest entdeckt, in dem eine Schlangenhaut lag. Beim Abstieg erstarrte Vida plötzlich und ließ das Nest fallen. Sie lehnte sich gegen den Baumstamm und drückte beide Hände auf die Ohren. Auch das ängstigte die Kinder – niemand will sich mit einem Mädchen abgeben, das sich mitten im Spiel die Ohren zuhielt.

»Was hörst du?«, fragten sie.

Vida nahm die Hände herunter.

»Da singt jemand.«

Die Kinder sahen sich um, als wäre ein feindlicher Reitertrupp auf dem Weg, um das Dorf niederzubrennen. Der Ruf war für sie nicht hörbar, er kam aus der Steppe und klang in Vidas Ohren nah und fern zugleich. Wie eine Frage, die auf eine Antwort wartet.

»Es sind die Toten«, sagte sie. »Sie rufen nach mir.«

Einer der Jungen fing an zu weinen, eines der Mädchen sprang vom Baum und rannte nach Hause, nur die Brüder Cuk und Dimir überlegten, ob sie Vida runterstoßen sollten. Sie waren zwei Jahre älter und mit dem Aberglauben ihrer Mutter groß geworden. Bei Gewitter hielten sie sich einen Weidenzweig über den Kopf und wechselten die Straßenseite, sobald eine schwarze Katze ihren Weg kreuzte. Über die Toten wurde in ihrem Haus nur flüsternd gesprochen.

»Red nicht so laut«, sagten sie beinahe gleichzeitig.

»Ich rede, wie ich will«, erwiderte Vida und hielt sich den Zeigefinger an die Lippen.

Für eine lange Minute schaute sie in Richtung Westen, die Kinder folgten ihrem Blick und schrakten zusammen, als Vida plötzlich weitersprach.

»Hört ihr nicht? Die Toten rufen und wollen, dass wir zu ihnen kommen. Sie sind so einsam, sie brauchen uns.«

Vida zwinkerte Cuk und Dimir zu.

»Auch Brüder sind willkommen«, schob sie hinterher.

Die anderen Kinder schüttelten sich vor Grauen. Cuk und Dimir griffen vergeblich nach Vida, die einer Katze gleich vom Baum verschwand.

Nein, so machte man sich keine Freunde.

Vida erwähnte den Ruf ihren Tanten und ihrem Vater gegenüber mit keinem Wort. Sie wusste mit Bestimmtheit, wer da nach ihr rief, und wollte nicht gesagt bekommen, dass sie sich täuschte. Niemand will hören, dass er sich täuscht, wenn ihm der Körper vor Hoffnung wieder einmal ganz leicht geworden ist.

Vielleicht ist es Tante Eka, die sich täuscht, dachte Vida, vielleicht irrt die Seele meiner Mutter doch verloren herum und weiß nicht, wie sie ins Licht kommen soll.

Oder vielleicht will sie zu mir.

Und so eilte Vida nach Hause.

Und so packte sie einen Rucksack mit Proviant und fühlte sich genauso wie vor fünf Jahren, als sie sich auf die Suche nach der Wahrheit gemacht hatte.

Nach einem kurzen Zögern band sie sich ein Schaffell um die Hüfte, denn obwohl der Herbst ihr weit entfernt schien, wusste sie, dass die Nächte in der Steppe bitterkalt werden konnten. Als der Vater seine Tochter in die Schmiede treten sah, lachte er und fragte, wohin sie reisen wolle. Vida zeigte in Richtung der Steppe.

»Und was ist, wenn ich Nein sage?«, fragte Solomon.

»Sag mal lieber Ja«, antwortete ihm Vida und rückte den Rucksack zurecht, pustete ein Schafhaar von ihrer Nasenspitze und umarmte ihren Vater einmal kräftig, ehe sie sich auf den Weg machte.

Schon nach einem Tag verwandelte sich der fruchtbare Boden unter ihren Stiefeln und wurde karg und rissig. Hier hatte der Sommer mit glühender Hand gewütet, es hatte vereinzelte Brände gegeben und ein Teil der Waldregion war in Asche verwandelt worden.

Am zweiten Tag ihrer Wanderschaft passierte sie den Ausläufer des Gebirges und vernahm ein dumpfes Rauschen, das zwischen den Felsen hindurch zu hören war. Sie zögerte einen Moment und entschied sich dann doch dagegen, das Geräusch zu erkunden. Was auch immer das Gebirge verbarg, es konnte warten. Irgendwo in der Ferne rief ihre Mutter nach ihr und Vida wollte sie nicht warten lassen.

Sobald die Dämmerung anbrach, suchte sie sich einen Schlafplatz und machte ein Feuer. Dabei war ihr Rücken immer geschützt. Solomon hatte ihr das beigebracht.

»Im Rücken den Fels, vor der Nase das Feuer und niemand kann dir was.«

Vida liebte es, ganz still zu sitzen und die Dämmerung zu beobachten, wie sie langsam zur Nacht wurde. Ganz besonders der Flug der Fledermäuse gefiel ihr, wie sie Haken in der Luft schlugen und immer bedrohlich nahe über das Feuer hinweghuschten, als würden sie die Flammen herausfordern. Wenn sich dann die Sterne klar und deutlich am Himmel abzeichneten, zog Vida das Schaffell enger um sich und schloss die Augen. Der Ruf begleitete sie bis in den Schlaf hinein und wartete geduldig, dass sie erwachte.

Vida hatte das Gefühl, ihn jeden Tag deutlicher zu hören.

In der vierten Nacht schreckte sie kurz vor dem Morgengrauen aus dem Schlaf, weil sie sich beobachtet fühlte. Das Feuer war erloschen und der Frost biss in ihre Fingerspitzen. Vida spürte, sie war nicht mehr allein, doch als sie sich umsah, war niemand zu sehen. Da sie nicht mehr einschlafen konnte, schürte sie die Glut und legte Äste nach, bis das Feuer zu neuem Leben erwacht war. Danach starrte sie zu den Sternen hoch und wunderte sich, wie lange sie noch dem Ruf folgen sollte. Vier Tage waren vergangen und vielleicht hatte sie sich doch getäuscht. Ihre Sehnsucht war so immens groß gewesen, dass sie in jedem Knacken und jedem Wispern ihre Mutter vermutet hatte. Und wie sie das dachte, sah sie aus den Augenwinkeln heraus eine Bewegung und erblickte durch die Flammen hindurch eine Gestalt, die ihr gegenüber auf einem Stein saß. Sie flimmerte wie eine Luftspiegelung und schien aus Rauch zu bestehen. Vida kniff die Augen zu und öffnete sie wieder.

Das Flimmern war verschwunden, die Gestalt aber geblieben. Sie stützte sich mit beiden Händen auf eine Lanze, die senkrecht vor ihr im Boden steckte. Jetzt konnte Vida deutlich erkennen, wer da vor ihr saß. Der Mann war von Kopf bis Fuß verdreckt. Seine Lederrüstung hing in Fetzen herab, ein Schnitt klaffte auf seiner Wange und der linke Stiefel fehlte ihm, sodass Vida seine nackten Zehen sehen konnte.

»Was hast du hier verloren?«, fragte der Soldat. »Weißt du nicht, wie gefährlich es ist, sich auf dem Schlachtfeld aufzuhalten?«

Als Vida seine Stimme hörte, hätte sie beinahe losgeheult.

»Du bist das«, sagte sie.

»Ich bin was?«

»Der Ruf, du bist das.«

Der Soldat schaute überrascht.

»Du hast mich singen hören?«

Vida nickte.

»Dann hast du aber gute Ohren.«

Vida fühlte sich elendig. Sie hatte sich bodenlos getäuscht. Sie war zwar ihrer Sehnsucht gefolgt, aber ihre Sehnsucht hatte sie an diesen einsamen Ort inmitten der Steppe geführt, der nichts mit ihrer Mutter zu tun hatte. Der Soldat betrachtete sie mit müden Augen und verstand nicht, weswegen ihr plötzlich Tränen über die Wangen liefen.

»Wieso heulst du, Mädchen?«

»Ich dachte, meine Mutter wäre hier.«

Der Soldat schüttelte den Kopf.

»Frauen haben doch nichts auf dem Schlachtfeld verloren.«

»Und du?«, fragte Vida zurück und wischte sich die Tränen von der Wange. Sie wollte alles tun, nur nicht über sich selbst reden.

»Was hast du hier verloren?«

»Nenn mich Bayan Akh. Ich bin ein Reiter des Khans. Heute Nacht rasten wir, ehe es weiter Richtung Westen geht. Wir haben gute Kämpfe hinter uns. Große Siege. Frag jeden, frag ruhig. Unser Volk ist nicht aufzuhalten. Ich habe schon am Tisch des Khans gegessen. Zweimal.«

Er hielt Zeige- und Mittelfinger hoch, der Daumen und der kleine Finger fehlten.

»Der Khan hat über mich gesprochen. Hörst du, Mädchen? Bayan Akh, hat er gesagt, das ist ein Mann, dem ich vertraue. Und ich durfte sein Pferd satteln. Der Khan weiß mich wahrlich zu schätzen. Er vertraut mir, wie man einem Waffenbruder vertraut. Deswegen sitze ich hier und halte Wache, damit niemand das Lager überrascht und meinem Herrn zu nahe kommt. Du solltest also nicht hier sein, es ist zu gefährlich.«

Er blickte sich um, als wollte er sichergehen, dass keine Gefahr drohte. Vida folgte seinem Blick. Sie wusste, die Zeiten des Khan wären schon lange vorbei.

»Welcher Khan führt dich an?«, fragte sie.

Bayan Akh lachte über ihr Unwissen.

»Wie kannst du fragen, Mädchen?!«, wollte er wissen. »Wir reden nicht über irgendeinen Khan, wir reden über den Khan der Khane. Wir reden vom größten Feind der Tataren, dem Blutfeld der Merkiten, dem Schwert der Schwerter! Er hat unser Volk zusammengeführt. Wie die fünf Finger einer Hand, die zur Faust werden. Hast du wirklich noch nie von ihm gehört?! Sein ehrenvoller Name ist Dschingis Khan, den ich meinen Herrn und Beschützer nenne. Ich stehe ihm zur Seite und meine Söhne werden seinen Söhnen zur Seite stehen, denn für unser Volk leben und sterben wir. In diesem wie im letzten Jahrhundert.«

Vida wusste jetzt, von wem der Soldat sprach. Riva war eine sehr strenge Lehrerin, die sie in den Lehrstunden bis zu den Wurzeln der Vergangenheit führte, damit Vida die Gegenwart besser verstand. So wusste sie auch, auf welche Weise das Mongolische Reich in die Knie gezwungen worden war.

Dein Herr war also der große Dschingis Khan, dachte sie und fragte sich, was für ein Gesicht der Soldat machen würde, wenn sie ihm verriet, dass die Knochen seines Khans längst zerfallen waren und auch er selbst schon lange nicht mehr lebte. Vida be-reute den Gedanken sofort und presste die Lippen fest zusammen, damit ihr kein falsches Wort entwich. Sie erinnerte sich, dass Eka sie gewarnt hatte – viele Tote wussten nicht, dass sie tot waren. Ehe sie ein Wort hervorbringen konnte, sprach der Soldat weiter:

»Wenn meine Kameraden sehen, dass du hier sitzt, werden sie nicht freundlich sein. Sie werden mich fragen, was ich mir denke. Bayan Akh, werden sie sagen, verflucht seien deine Ahnen, was denkst du dir nur?! Und dann werden sie ihre Hunde auf dich hetzen, Mädchen, also geh lieber und such deine Mutter woanders, denn hier wirst du sie nicht finden.«

Der Soldat verstummte und kniff die Augen zusammen, als würde er in die Sonne blicken.

Dann sah er sich erneut um.

»Ich verstehe das nicht«, sprach er weiter und da war nackte Ratlosigkeit in seiner Stimme. »Wohin sind sie alle nur verschwunden? Hier stand doch mein Zelt, siehst du, genau hier. Und dort hinten ...«

Bayan Akh kam auf die Beine und legte eine Hand über die Augen. In der Ferne gab es nichts zu sehen. Die Landschaft lag flach und verlassen im Sternenlicht. Der Soldat setzte sich wieder.

»Es wird schon seit einer Weile nicht mehr hell«, sprach er weiter. »Es ist immer Nacht um mich herum. Findest du das nicht auch bedenklich? Als hätte ich mir die Sonne zum Feind gemacht. Und wo sind meine Kameraden nur hin? Der Khan ist doch nicht ohne mich weitergezogen, oder?«

Vida sprach die folgenden Worte ganz vorsichtig aus.

»Bayan Akh, ich glaube, du bist nicht mehr am Leben.«

»Was?«

»Ich sagte---«

»Ich habe dich gehört, Mädchen«, unterbrach sie der Soldat und umklammerte die Lanze so fest mit beiden Händen, dass sie zitterte. Er wollte Vida widersprechen, sein Mund bewegte sich, kein Laut kam heraus. Eine Hand kratzte an der Wunde auf seiner Wange. Sosehr er auch in seinem Kopf suchte, er fand keinen klaren Gedanken.

Und stand wieder auf.

Und setzte sich.

Und ließ die Lanze fallen und vergrub das Gesicht in den Händen.

Eine Minute verging, dann nahm er die Hände herunter und sagte mit einem Flüstern:

»Ich wusste, dass irgendwas nicht stimmt. Wie lange bin ich schon tot?«

An die fünfhundert Jahre, dachte Vida.

»Schon eine Weile«, sagte sie.

»Was ist eine Weile, Mädchen?«

»So an die fünfhundert Jahre.«

Bayan Akh stöhnte auf, als er weitersprach, war seine Stimme nur ein Krächzen.

»Und der Khan ...«

»... lebt auch nicht mehr«, sprach Vida für ihn zu Ende. »Und sein Sohn auch nicht. Und dessen Sohn auch nicht. Und ...«

Vida verstummte, als der Soldat aufsprang.

»Nein, das ist Unsinn. Natürlich lebe ich, wir alle sind noch am Leben ...«

Er stampfte mit dem Fuß auf.

»... denn das ist die Steppe und die Steppe lügt nie. Du siehst mich, also bin ich. Du siehst die Sterne, also sind die Sterne. Vielleicht bist du es, die gestorben ist, und du weißt es nur nicht.«

Er lachte und reckte trotzig sein Kinn vor.

»Halt mal deine Hand ins Feuer«, bat ihn Vida.

Der Soldat streckte zögerlich seinen Arm aus und berührte das Feuer.

»Oh.«

Er zog den Arm zurück und sah seine Finger an.

»Das heißt noch nichts«, sagte er.

Vida schwieg und erinnerte sich an die Schriften ihrer Mutter, die Asha sie hatte lesen lassen. In einem Kapitel schrieb Yrma über die Lehre der Höflichkeit gegenüber den Verstorbenen. Es war wichtig, zuzuhören und ihnen Zeit zu geben, denn die Erkenntnis über das eigene Dasein konnte ihnen niemand beibringen. Sie selbst hatten sie zu entdecken. Es war aber auch wichtig, bestimmt zu sein und keine Zweifel zuzulassen.

»Sprich doch, was geschieht nur?«, fragte Bayan Akh nach einer Weile.

Und dann erklärte ihm Vida, dass er unbesorgt sein solle.

Und dann nahm sie den Soldaten an der Hand und führte ihn ins Licht.

Und so kam es, dass sie auf ihren ersten Toten traf.

Auf ihrer Rückreise blieb Vida am Ausläufer des Gebirges stehen und folgte dem Rauschen, das sie auf dem Hinweg gehört hatte. Die Leichtigkeit war von ihr gewichen. Die Hoffnung, ihre Mutter zu finden, war so groß gewesen, dass sie sich jetzt verloren und leer fühlte.

Wie eine Tote, die nicht weiß, dass sie tot ist, dachte Vida, während sie sich durch die Felsspalte quetschte. Nach einigen Metern war das Rauschen betäubend laut und sie sah zwischen dichten Dornenhecken einen Wasserfall, der auf einen kleinen, von Felsen eingeschlossenen See herabprasselte. Als sie an sein Ufer trat, stieg mit einem schrillen Schrei ein Adler von einem der Felsen auf. Vida schaute ihm so lange hinterher, bis er hinter dem Berggipfel verschwunden war, dann erst löste sie den Rucksack von ihren Schultern. Es war heiß und windstill. Vida zog sich aus und lief nackt in den See hinein. Nach wenigen Schritten aber blieb sie stehen, weil das Wasser so eisig war, dass sich ihre Waden vor Schreck verkrampften. Vida wollte umdrehen und einfach nur eine Weile am Ufer auf den heißen Steinen sitzen, als sie sich aber vorstellte, wie ihr die Jungs aus dem Dorf zuriefen, sie sei doch nur ein Mädchen, das die Kälte nicht wie ein echter Junge ertragen könne, legte sie die Hände um den Mund und rief laut in den Tag hinein, damit man sie bis Warrosch hören konnte: »Ich *bin* ein Mädchen!«

Und dann ließ sie sich fallen.

Im Wasser froren ihre Gedanken sofort ein, sodass sie einfach nur reglos unter der Oberfläche lag und in die Tiefe hinabblinzelte. Das Wasser war so klar, dass sie den steinigen Grund sehen konnte. Dann verging der Schock und ihr Körper erwachte wieder zum Leben. Vida tauchte auf und schnappte nach Luft.

Mit ausgebreiteten Armen ließ sie sich auf dem See treiben, lauschte dem Prasseln des Wasserfalls und kicherte, wenn die Fische an ihrem Körper vorbeistrichen. Es war so schön, an diesem geheimen Ort zu sein, dass ihr die Augen zufielen und sie beinahe eingeschlafen wäre.

Ein paar herabfallende Steine ließen Vida aufschrecken. Sie schlugen wie Hagelkörner auf das Wasser ein und verfehlten sie nur um Zentimeter. Als Vida an den Felsen hochschaute, sah sie in einer Höhe von zwanzig Metern den Wasserfall aus dem Fels schießen und drumherum vereinzelte Höhlen, die wie leere Augen zu ihr herabschauten. Sie wartete, dann huschte vor einer der Höhlen ein Schatten vorbei und weitere Steine lösten sich und fielen herab.

Der Schatten gehörte einem Bärenjungen, das am Höhlenausgang entlangstrich und nicht wusste, was es tun sollte – hinter dem Bärenjungen gähnte der Abgrund, vor ihm stand seine Mutter und hatte sich auf die Hinterbeine gestellt, um ihre Brut zu verteidigen.

Es war der zweite Tag der Jagd.

Das Wolfsrudel war den Braunbären durch die Steppe bis in das Gebirge gefolgt. Sie wussten, dass die Jagd sich ihrem Ende näherte und dass sie von nun an besonders vorsichtig sein mussten. Ein Prankenhieb konnte tödlich sein und die Wut der Bärenmutter das ganze Wolfsrudel zerreißen. Und weil sie das wussten, hielten sie respektvollen Abstand, ohne wirklich zurückzukehren.

Auch die Bärenmutter war vorsichtig. Wäre sie alleine gewesen, hätte sie sich dem Rudel längst gestellt, so aber schützte sie ihr Junges und dachte nicht daran, sich auf einen Kampf einzulassen – sie würde die Stellung so lange halten, bis den Wölfe ein Fehler unterlief.

Es kam andersherum.

Ein schriller Schrei erklang, den Vida selbst über das dröhnen- den Prasseln des Wasserfalls hören konnte. Der Adler war zurückgekehrt und empört, dass sich Vida noch immer in seinem Territorium aufhielt. Er segelte die Felsen hinab und strich so nahe über die Wasseroberfläche, dass seine Flügelspitzen zwei Narben in das Wasser ritzten, ehe er vor dem Ufer wieder Aufwind bekam und in den Tag hinauf verschwand.

Für einen Moment wurde die Bärenmutter von dem Schrei des Adlers abgelenkt und sah sich nach ihrem Bärenjungen um. Die Wölfe nutzten die Chance und griffen an. Der Mutigste von ihnen traf die Bärin mit den Vorderpfoten vor die Brust, doch bevor er sich in ihre Kehle verbeißen konnte, hatte die Bärenmutter ihre Arme um den Angreifer gelegt und war bereit, den sehnigen Körper an ihrer Brust zu zerquetschen, dabei verlor sie das Gleichgewicht und zog den Wolf mit sich nach hinten und beide stießen gegen das Bärenjunge.

Vida verstand nicht wirklich, was da oben vor sich ging. Erst war da nur ein Schatten, dann rieselten noch mehr Steine herab und plötzlich stürzten zwei Bären und ein Wolf auf sie herunter. Vida hörte auf, mit den Beinen zu treten, stieß die gesamte Luft aus ihren Lungen und hob die Arme. Kaum war ihr Kopf unter Wasser, sank sie wie ein Lot hinab und sank und sank, und genau in dem Moment, in dem ihre Füße den steinigen Grund berührten, schlugen der Wolf und die Bären direkt über ihr auf das Wasser auf, und es war eine Explosion, die den gesamten See erschütterte.

Der Wolf trieb als Erster in einer Wolke aus Luftblasen an Vida vorbei. Seine offenen Augen schauten überrascht und das Maul war wie zu einem Heulen aufgerissen. Er begegnete Vidas Blick und bewegte eine Pfote, als wolle er sie erreichen, dann verdrehten sich seine Augen nach oben und er sank auf den Seegrund

nieder. Die Bärenmutter folgte kopfüber auf der anderen Seite und rührte sich überhaupt nicht, ihre Augen waren geschlossen, der Sturz hatte ihr das Genick gebrochen. Vida spürte, wie sich ihr Herz mit Trauer füllte. Der Tod war plötzlich so vertraut nahe an sie herangerückt, dass sie ihn berühren konnte.

Sie wartete, dass das Bärenjunge als Nächstes herabsank.

Nichts geschah.

Vida stieß sich vom Grund ab und tauchte auf.

Der Bär trieb reglos auf dem Wasser. Er lag auf dem Rücken und dümpelte wie ein Korken vor sich hin. Vida schwamm an ihn heran und gab ihm einen Stoß. Das Bär reagierte nicht, also schwamm ihm Vida vor die Schnauze und öffnete mit den Fingern eines seiner Augen.

Der Bär blickte an ihr vorbei in den Himmel.

Er war nicht tot, aber so richtig am Leben war er auch nicht.

Vida griff dem Bären in das Fell und zog ihn hinter sich her zum Ufer. Es war eine mühsame Arbeit, sie zerrte und schlepte und beschwerte sich dabei, der Bär sei viel zu schwer und ob er sich nicht leichter machen könne. Mehrmals rutschte sie an den Felsen ab und kratzte sich das Knie auf, dann hatte sie das Tier halb aus dem Wasser gehievt und fragte sich, was sie als Nächstes tun solle.

»Du könntest langsam aufwachen«, sagte sie. »Ich habe dich doch schon gerettet.«

Sie klopfte dem Bären auf die Stirn und fragte, ob sein Deva nicht zu Hause sei. Keine Gottheit ließ sich blicken, der Bär lag stumm auf den Felsen, und wie Vida da so neben ihm hockte, begann sie zu frieren und blickte an sich hinab und sah, dass sie nackt war. Ihr Vater hätte jetzt den Kopf geschüttelt, denn es war nicht sehr schicklich, auf diese Weise vor einem Bären zu hocken.

Vida zog sich an und dabei erinnerte sie sich, wie letztes Jahr beinahe ein Mädchen im Fluss ertrunken wäre. Einer der Fischer

hatte sie gerettet, indem er ihr das Wasser aus der Lunge gepumpt hatte. Vida kletterte dem Bären auf die Brust, setzte sich auf seinen Bauch und machte es dem Fischer nach. Sie pumpte mit beiden Händen. Es brachte wenig, sie war viel zu schwach, um auch nur eine Delle in die Bärenbrust zu drücken. Also beschloss sie, den Bären ein wenig anzubrüllen.

»He, Bär, werd wach!«

Sie klopfte ihm auf die Schnauze.

»He, hörst du mich?!«

Der Bär lag da und wurde nicht wach.

»Wenn du mir stirbst«, sagte Vida, »dann spreche ich nie wieder mit dir, hast du verstanden?!«

Auch das beeindruckte den Bären kein bisschen, er blieb ohnmächtig.

Vida fand einen flachen Stein, der so schwer war, dass sie ihn kaum mit beiden Händen tragen konnte. Sie hob ihn auf ihre Schulter und blieb neben dem Bären stehen. Langsam ließ sie den Stein von ihrer Schulter gleiten. Er landete mit einem sattem Laut auf dem Bauch des Bären, der unter dem Gewicht zusammenzuckte und die Augen erschrocken aufriss. Für einen Moment sah er Vida an, als sei sie von allen guten Geistern verlassen, aber der Stein tat seine Wirkung – der Bär drehte sich zur Seite und ein Schwall Wasser schoss ihm aus dem Maul. Danach kam er auf alle viere und schüttelte sich, sodass sich ein Regenschauer aus seinem Fell löste. Er hockte sich auf die Felsen am Ufer und sah auf den See hinab, dann schaute er nach oben zum Höhlenausgang, aus dem er herabgestürzt war, dann schaute er wieder auf den See. Vida setzte sich neben ihn und wusste, was er dachte.

»Sie ist tot«, sagte sie.

Der Bär seufzte und glaubte ihr nicht. Er war gerade mal ein Jahr alt und wollte nicht annehmen, dass seine Mutter einfach so verschwinden konnte.

Er richtete sich auf und lief in das Wasser, um nach ihr zu suchen.

Vida blieb sitzen und wartete.

Der Bär tauchte unter und tauchte auf.

Der Bär tauchte unter und tauchte auf.

Der Bär stieg aus dem Wasser und setzte sich neben Vida.

Und so sahen Tier und Mensch auf den See und lauschten dem prasselnden Wasserfall. Erst als die Dämmerung hereinbrach, beschloss Vida, dass es an der Zeit war, dass sie sich auf den Weg nach Hause machte. Sie stand auf und streckte sich.

Der Bär schaute zu ihr hoch, Vida schaute zu ihm runter.

»Sie kommt nicht wieder«, sagte sie bestimmt. »Selbst wenn du sie suchen gehst, kommt sie nicht wieder. So ist das nun mal, da kannst du nichts tun. Mal kommt man, mal geht man und manchmal kommt man nicht wieder. Vielleicht in einem anderen Leben, das weiß ich nicht so genau, aber ich wünsche es dir.«

Der Bär rieb sich die Schnauze und nieste zweimal.

»Leb wohl«, sagte Vida.

Der Bär schaute ihr hinterher, wie sie über die Felsen stieg und zwischen der Dornenhecke verschwand. Er sah wieder auf den See und dachte an seine Mutter, die reglos auf dem Grund lag. Dann gab er sich einen Ruck und tauchte hinab.

Vida beobachtete ihn heimlich durch die Dornenhecke.

Es war sehr traurig, zu sehen, dass er ihr nicht geglaubt hatte, aber Vida verstand ihn, denn wenn sie an seiner Stelle gewesen wäre, hätte sie genau dasselbe getan. Sie wäre getaucht und getaucht und noch einmal getaucht.

LESEPROBE TEIL 3

*Jedes Jahr fährt Solomon, der Schmied,
nach Tavolski Most, um dort seine Waren
zu verkaufen. So auch in diesem Jahr.
Die Tanten wollen nicht, dass Vida mitreist
und sich in Gefahr begibt, deshalb folgt sie
ihrem Vater auf eigene Faust.
In der Handelsstadt hat sie eine
folgenschwere Begegnung ...*



Vida hatte keine Eile, ihren Vater zu finden. Sie schlenderte durch die Straßen von Tavolski Most und ließ sich ziellos treiben. Bei den Webern beobachtete sie, wie ein Schaf geschoren wurde, und bewunderte die schnellen Finger der Frauen, die die großen Scheren führten, als wären diese gewichtslos.

Der Duft aus einer Bäckerei lockte Vida an. Sie wartete geduldig mit einigen Mägden vor dem Stand, dass die Brote aus dem Ofen gezogen wurden. In ihrem Mantel hatte sie einen Lederbeutel mit fünf Rubeln und dreißig Kopeken. In den letzten Jahren hatte sie sich das Geld durch kleine Arbeiten verdient, die ihr Solomon aufgetragen und aus seiner eigenen Tasche bezahlt hatte, damit sich seine Tochter wie eine wohlhabende Dame fühlen konnte, wenn sie durch Tavolski Most spazierte.

Vida kaufte einen kleinen Laib, der mit Kümmel und Salz bestreut war. Das Brot war glühend heiß und dampfte, als sie es aufbrach; und so stand sie in der Nähe einer Feuerschale, die ihr den Rücken wärmte, aß das Brot und schaute dabei dem Schneefall zu, der in immer dickeren Flocken herabkam. Innerhalb kürzester Zeit verschwand das gefegte Kopfsteinpflaster unter einem Teppich aus Schnee, und die Geräusche und Stimmen wurde zu einem Raunen herabgedämpft.

»Siehst du sie?«

»Ich sehe sie.«

»Irgendwas stimmt nicht mit ihr.«

»Ja, ich spüre es.«

Vida hatte sich eben vorgebeugt, um an einem der Brunnen ihren Durst zu stillen, als sie über das Gemurmel und Hufgetrappel hinweg diese Worte hörte. Sie schaute sich um. Die Leute liefen weiter, ihre Münder bewegten sich, aber wie sehr Vida auch suchte, sie fand nicht heraus, zu wem die zwei Stimmen gehörten.

»Schade, dass wir die Hunde nicht dabeihaben.«

»Möchtest du sie jagen?«

»Gegen eine Jagd hätte ich nichts einzuwenden, aber nicht in diesem Kleid.«

»Wir können ja später wiederkommen.«

»Es wäre schade, wenn sie uns entkommt.«

Vida verrenkte sich beinahe den Hals. Sie trat von der Straße und der Menschenmenge weg und stellte sich in den Eingang einer schmalen Gasse. Die zwei Stimmen waren so deutlich, als würden sie einen Meter von ihr entfernt erklingen. Doch da war niemand, und niemand schaute zu Vida hinüber.

»Wo seid ihr?!«, rief sie laut.

Eine Frau sah sie erschrocken an und zog ihren Mann weiter. Eine Gruppe von Mädchen in Begleitung einer Nonne hielt sich lachend die Hände vor den Mund. Niemand blieb stehen und niemand zeigte sich. Der Schneefall wurde dichter. Die Stimmen sprachen ungestört weiter.

»Das erbärmliche Wesen trägt nicht einmal Handschuhe!«

»Siehst du, wie verloren sie dasteht?«

»Die Verlorenen sind mir die Liebsten.«

»Ich sehe aber auch ihren Stolz.«

»Stolz kann man brechen.«

Vidas Herz begann schneller zu schlagen. Sie stellte sich vor, wie sie den Tanten von den Stimmen erzählte, und als sie das dachte, erinnerte sie sich, was Eka zu ihr gesagt hatte. *Du siehst nur, was du sehen willst. Lade die Klarheit zu dir ein.* Vida kniff die Augen zu und ließ den Sturm in sich aufkommen und sah den Baum, der sich beugte. Sie lud die Klarheit ein und wartete, sie ließ den Sturm vorbeiziehen und wartete noch ein wenig länger, dass sich der Baum aufrichtete.

Sekunden später öffnete sie die Augen.

Nichts hatte sich verändert.

Da war die Straße, da waren die vielen Menschen und ...

Inmitten der dahineilenden Menge standen eine Dame und ein Herr vollkommen reglos und schauten zu Vida herüber. Das Gesicht des Herrn war rissig und erinnerte Vida an die Erde im Sommer, nachdem es wochenlang nicht geregnet hatte. Er trug eine schmale Brille mit getönten Gläsern, hinter denen seine Augen wie Tintenkleckse schwammen. Der Umhang und die Hose waren von einem dunklen Blau, die Stiefel liefen spitz zu und hatten Messingbeschläge an den Spitzen. Die Dame an seiner Seite wirkte dagegen wie eine zarte Pflanze, die zweimal am Tag gewässert werden musste. Das lange, blonde Haar lockte sich auf den Schultern, ihr graues Ballkleid war weit geschnitten und reichte bis zum Boden. An ihren Händen trug sie weiße Seidenhandschuhe, die den Griff eines Schirmes hielten, der sie vor dem Schneefall schützen sollte. Ihre Pelzstola war aus Kaninchenfell und ihr Hut hatte einen Schleier an der Krempe, der ihr Gesicht vollkommen verbarg.

Vida hatte noch nie so fein gekleidete Menschen gesehen. Es erweckte den Anschein, als wären sie auf dem Weg zu einem Ball. Sie standen dreißig Schritte von Vida entfernt, dennoch hörte sie in der schmalen Gasse jedes ihrer Worte.

»Irgendwas stimmt nicht mit ihr«, sagte die Dame.

»Sie ist nur ein Mädchen«, sagte der Herr.

»Nein, irgendwas stimmt nicht. Sieh doch, wie sie zu uns rüberschaut.«

»Vielleicht hört sie uns.«

»Das ist nicht, was mich stört.«

»Willst du sie dir näher ansehen?«

»Ich will mir ihr Herz näher ansehen.«

»Und dann?«

»Dann werde ich es ihr herausreißen.«

Der Herr lachte, es klang wie Wasser auf einem heißen Stein.

»Hier und jetzt? Das wagst du nicht!«

»Dann lass dich überraschen, mein Lieber.«

Mit diesen Worten hakte sich die Dame beim Herrn unter und sie nahmen Kurs auf Vida.

Die Menschenmenge teilte sich. Die Leute unterbrachen ihre Gespräche und traten zur Seite, viele verbeugten sich mit gesenktem Blick und schienen vergessen zu haben, was sie auf der Straße verloren hatten. Niemand sah der Dame oder dem Herrn direkt in die Augen. Ein Pferd scheute und drückte sich gegen einen Stand mit Tongefäßen, der ins Wanken geriet und dann umstürzte. Ein Kind ließ seine Süßigkeit fallen und rannte heulend davon, während ein Hund nach den Schneeflocken schnappte und sich dann selbst ins Hinterbein biss.

Die Dame und der Herr kamen direkt auf Vida zu, die vollkommen ratlos war, wie sie reagieren sollte. Sie wich erst einen, dann einen zweiten Schritt zurück. Seit ihrem sechsten Geburtstag stand sie an der Esse ihres Vaters und ertrug die Hitze mit zusammengebisenen Zähnen. Sie war in ihrem ganzen Leben noch nie vor einer Herausforderung zurückgeschreckt und selbst die Toten fürchtete sie nicht. Aber was Vida in diesem Moment dringend brauchte, war nicht Stärke oder Mut. Ihre Klugheit war gefragt, und so kratzte sie alle Klugheit zusammen, die sie finden konnte, drehte sich um und rannte davon.

Das Lachen der Dame folgte ihr.

»Sie rennt ja wie ein Hase«, hörte Vida den Herrn sagen.

»Aber schau, sie hat etwas verloren«, sagte die Dame.

Vida kam schlitternd zum Stehen und wäre beinahe gefallen. Als sie sich umdrehte, sah sie einige Meter hinter sich die Rabenfeder im Schnee liegen. Die Dame und der Herr traten näher.

»Ist das ...«

»Das kann nicht sein ...«

Vida war innerhalb von Sekunden bei der Feder und wollte sie aufheben, da erblickte sie den Saum des grauen Kleides vor sich auf dem Boden.

Vida blickte auf.

Sie standen direkt vor ihr.

Die Dame war noch immer beim Herrn untergehakt, der Schirm ragte wie ein schwarzer Mond hinter ihr auf. Sie waren Berge, Vida fühlte sich wie ein Maulwurfshügel, der mit einem Tritt niedergetrampelt werden konnte.

»Wollen wir doch mal sehen, was dir so wichtig war, dass du zurückkommen musstest«, sagte die Dame und tippte mit der Spitze ihres Stiefels gegen die Feder, die im Schnee von einer Seite zur anderen rollte und keine Feder mehr war.

»Oh«, machte die Dame.

»*Quelle surprise*«, sagte der Herr.

Vida schnappte sich den Zopf und drückte ihn an ihre Brust.

»Der gehört mir«, sagte sie und wich zurück.

»Dir?!«

Der Herr gab ein raues Lachen von sich, die Dame schüttelte den Kopf, ihr Schleier bewegte sich wie eine Qualle unter Wasser.

»Nein, mein Kind«, sagte sie. »Dieser Zopf gehört einem Mann, der schon lange nicht mehr richtig im Kopf ist. Und du? Zu wem gehörst du?«

Vida dachte nicht daran, der Dame zu antworten. Sie wollte an den beiden vorbei aus der schmalen Gasse fliehen. Der Herr trat einen halben Schritt zur Seite und versperrte ihr den Weg.

»Du weigerst dich?«, fragte er und beugte sich vor. »Du willst der Dame nicht antworten?«

Vida spürte seinen Blick durch die getönte Brille hindurch und sah in dem matten Glas ihre eigene Spiegelung, die ihr winzig vorkam. Eine Gänsehaut wanderte ihren Rücken hoch. Sie fror und gleichzeitig brach ihr der Schweiß am ganzen Körper aus. Der Herr registrierte ihr Unwohlsein mit einem Lächeln.

»Lass mich dich kosten«, sprach er, und ehe Vida zurückschrecken konnte, hatte er mit seinem Zeigefinger über ihre Stirn gestrichen und sich den Finger in den Mund gesteckt.

»Ach«, entwich es ihm und er richtete sich abrupt auf, als wollte er Abstand zwischen sich und Vida bringen. »Sie ist es.«

Die Dame trat einen Schritt zurück.

»Du scherzt!?!«

»Es gibt keine Zweifel, Adiana. Schweiß lügt nicht, sie ist es.«

Der Herr wandte sich an Vida.

»Deine Mutter war Yrma und dein Vater ist Solomon, er hat dich in einem Dorf namens ...«

Der Herr spürte dem Geschmack des Schweißes nach.

»... Warrosch versteckt. Du bist gestern ...«

Er lachte.

»Du bist gestern zehn Jahre alt geworden! Und dich hat ...«

Er riss die Augen weit auf und lachte erneut.

»... der Architekt der Zeit hat dich aufgesucht, um dir deine Zukunft zu geben. Drei Monate ist das her, deswegen bist du erst seit drei Monaten sichtbar.«

Er schüttelte bedauernd den Kopf.

»Das Beste daran ist, dass du kein Wort von deiner Zukunft verstanden hast, weil Sumerisch für dich eine vollkommen fremde Sprache ist, habe ich recht?«

»Du hast unrecht«, sagte Vida.

»Ich habe *was*?!«

Das Gesicht des Herrn verwandelte sich in eine Fratze.

»Wagst du es, mich einen Lügner zu nennen?«, zischte er und schlug Vida ins Gesicht.

Sie taumelte gegen die Mauer der Gasse und richtete sich wieder auf. Sie schmeckte Blut im Mund und ihre Augen flossen vor Wut über. Der Herr hob die Hand für einen zweiten Schlag, die Dame hielt ihn zurück.

»Ruhig«, sagte sie, »du willst doch nicht der Tochter von Yrma wehtun.«

Obwohl es Vida durch den Schleier nicht sehen konnte, glaubte sie, dass die Dame bei diesen Worten lächelte. Sie klappte ih-

ren Schirm zusammen und reichte ihn dem Herrn. Danach betrachtete sie Vida einen langen Moment und winkte sie zu sich.

»Komm doch einen Schritt näher«, sagte sie.

Vida dachte nicht daran, aber dann hob sich ihr linker Fuß wie von selbst und sie trat einen Schritt vor.

»Wie amüsant«, sagte die Dame, »dachtest du wirklich, du könntest dich meinem Willen widersetzen? Für mich bist du durchsichtig wie Glas. Es fällt mir so leicht, deine Gabe zu sehen. Ein Mädchen, das mit den Toten spricht. Wie fühlt sich das an? Du musst mir nicht antworten. Die Seelen, die du ins Licht geführt hast, spiegeln sich in deinen Augen. Du bist wahrlich die Tochter deiner Mutter. Aber verrate mir, wie konnte dein Vater dich nur zehn Jahre lang so gut versteckt halten? Als die erste Schale vor drei Monaten angeschlagen wurde, dachten wir alle, es sei der Tag deiner Geburt. Wie konnten wir uns nur so täuschen lassen? Weißt du überhaupt, wie lange wir schon auf dich warten, Tochter von Yrma?«

»Äonen«, sagte der Herr.

»Weißt du, was Äonen sind? Deine Mutter hat uns eine lange, lange Zeit das Leben schwer gemacht. Sie und dein Vater waren ein Albtraum. Wie viele Zegechem haben wir an sie verloren, Dohos?«

»Ich habe aufgehört, mitzuzählen.«

»So viele sind es also, dass man irgendwann aufhört, mitzuzählen«, sagte die Dame.

»Meine Eltern waren kein Albtraum«, widersprach ihr Vida.

»Ah, denkst du das wirklich? Lass mich dich eines Besseren belehren: Deine Mutter war eine Plage und dein Vater eine Geißel. Wegen ihnen haben wir Städte niedergebrannt und Völker ausgelöscht, wir haben Herrscher gestürzt und Menschen ans Kreuz genagelt, doch keiner, hörst du, kein Einziger hat deine Eltern verraten. Wie erstaunlich ist das? Doch dir ist bewusst, dass wir nicht wirklich sie, sondern dich gejagt haben, oder? Weißt du,

was man sich über dich erzählt? Soll ich es dir verraten? Du bist jetzt die Plage, die alle fürchten. Du bist das wahre Erbe deiner Mutter.«

Plötzlich lachte die Dame.

»Und jetzt sind ausgerechnet wir über dich gestolpert! Aber jetzt mal ehrlich, sieh dich an, wer soll jemanden wie dich fürchten? Ich hatte schon länger den Verdacht, dass du nur ein Mythos bist. Die Zeit verdreht die Wahrheit, aus einem Hügel wird ein Berg wird ein Gebirge. In meinen Augen bist du wie ein Schaf, das——«

»Ich bin kein Schaf«, unterbrach sie Vida, »ich bin auch keine Plage. Ich bin ich. Und ich hasse es, wie du redest.«

Die Dame nickte bedächtig, als würde sie über Vidas Ausbruch nachdenken.

»Du widersprichst gerne, nicht wahr?«

»Ich sage nur die Wahrheit«, antwortete Vida, und wie sie diese Worte aussprach, stieg eine Wut in ihr auf, die sie noch nie so verspürt hatte. Als wäre die Dame ihre Erzfeindin, als würde eine uralte Fehde zwischen ihnen ausgefochten. Die Tanten hatten Vida beigebracht, dass die Wut nie ein Freund ist, den man zu sich einladen sollte. *Wut brennt wie Birkenholz*, hatte Eka gesagt, *heiß und hell und viel zu schnell*. Doch jetzt überrollte Vida die Wut und setzte ihre Gedanken in Brand und das war gut so, denn erst im kalten Feuer der Wut begriff Vida, wer ihr da gegenüberstand. Sie hatte die Zeichen ignoriert – die Luft ließ sie schwerer atmen und dann war da diese lastende Stille, die sich wie eine Glasglocke über alles legte, sodass keine Geräusche von außen hereindrang. Vidas Hand glitt in den Mantel und schloss sich um das Amulett. Es hatte längst reagiert und war so glühend heiß, dass es an Vidas Fingern schmerzte. Vida zog das Amulett aus ihrem Mantel und hielt es der Dame entgegen.

»Oh nein!«, rief der Herr mit gespielter Schrecken. »Sie greift uns an!«

Die Dame machte eine Handbewegung, Vidas Finger verloren den Griff am Amulett und es fiel zu ihren Füßen, wo es ein Loch in den Schnee schmolz.

»Damit bannst du zwar einen Zegechem«, sagte die Dame, »aber doch nicht uns, Tochter von Yrma. Oder weißt du etwa nicht, wer wir sind?«

Vida nickte mit einem trockenen Mund.

»Ihr seid die Herrschaften.«

»Was für ein kluges Mädchen du bist! Aber weißt du, wer wir wirklich sind? Das hier ist der ehrenwerte Dohos, er ist der Hass und die Ursache dafür, dass die Kriege nie ein Ende finden und die Menschen sich zerreißen und einander Wunden schlagen. Mich darfst du deine Kraljica nennen, denn mir gehört diese Stadt, wie mir das Fürstentum und ganz Sibirien gehört. Aber erst wenn du hinter meinen Schleier schaust, wirst du sehen, wer ich in Wahrheit bin. Möchtest du das? Bist du neugierig?«

Der Herr räusperte sich.

»Adiana, wir sollten aufpassen«, warnte er. »Du weißt nicht, wozu sie fähig ist.«

Die Kraljica legte den Kopf schräg, als müsste Sie über die Worte des Herrn nachdenken.

»Dohos hat recht«, sagte sie, »ich weiß wirklich nicht, wozu du fähig bist. Möchtest du es mir zeigen, Tochter von Yrma? Wollen wir einen Blick auf deine Zukunft werfen? Ich kann sie dir aus dem Sumerischen übersetzen, damit du endlich weißt, was dich erwartet, möchtest du das?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, hockte sich die Kraljica hin, um mit Vida auf einer Höhe zu sein. Ihr Kleid raschelte und breitete sich wie eine ölige Pfütze um sie herum aus. Vida roch ihren Atem durch den Schleier hindurch. Es war der Geruch von verbrannter Erde.

»Lass mich deine Zukunft sehen«, sagte die Kraljica und ergriff Vidas Kinn mit der rechten Hand. Ihre Finger waren eisig und

die Berührung so fest, dass Vida den Kopf nicht abwenden konnte. Wie aus weiter Ferne glaubte sie die Worte ihres Vaters zu hören: *Da draußen sind Wesen, die mit einer Berührung dein Wissen anzapfen und verschlingen können.*

Vidas Hände zuckten.

»Keine Mudras mehr für dich«, sagte die Kraljica und schob mit der anderen Hand Vidas Mantel auf, um ihr die Handfläche auf den Solarplexus zu legen. Es fühlte sich an, als würde sie durch den Wollstoff hindurch Vidas Lungen umschließen. Ein Zittern durchfuhr Vida. Sie hörte wie aus weiter Ferne, dass die Kraljica zu ihr sprach. Ihre Stimme war weich und freundlich.

»Oh, schau doch, was für leuchtende Zeiten dich erwarten, Tochter von Yrma. Deine Seele ist so strahlend rein, dass sie mich blendet. Wie stark, wie mutig. Bald schon wirst du der Liebe deines Lebens begegnen, sag, ist das nicht aufregend? Und mit jedem neuen Tag wird sich das Wissen ein wenig mehr um dich herum versammeln wie ein Bienenschwarm um seine Königin. Dieses Wissen wird dir große Macht verleihen und deine stärkste Waffe sein. Ich gratuliere dir! Und siehe da, du wirst die Menschheit mit deinen Worten verändern und Frieden in die Länder bringen, die nur Krieg kennen. Du allein wirst die Dunkelheit verbannen und ein neues Zeitalter einläuten. Und wir, wir werden dich fürchten und von dieser Welt fliehen, weil du uns vertreiben wirst. Ach, was für eine Zukunft dir bevorsteht! Es ist wahr, was sie sich über dich erzählen, jedes Wort ist wahr. Und was sehe ich da? Eins, zwei, drei, nein, schau doch, vier Kinder wirst du gebären! Was sagst du dazu?«

Die Kraljica zog ihre Hand zurück und löste den Griff um Vidas Kinn. Sie richtete sich auf, als müsse sie Abstand schaffen. Vida war endlich wieder frei und wich zurück. Sie fühlte sich schwach und müde, gleichzeitig war da eine unerwartete Freude, denn Vida war berauscht von ihrer Zukunft.

»Das alles kannst du sehen?«, fragte sie.

»Ich sehe das alles und mehr. Und weißt du, was das bedeutet?«

Vida schüttelte den Kopf.

»Es bedeutet, dass es wahr und wirklich wird.«

»Alles?«

»Alles.«

»Und weißt du, was *das* bedeutet?«

Erneut schüttelte Vida den Kopf.

»Es bedeutet, dass es unmöglich ist«, sagte die Kraljica und ihre Stimme verlor die Weichheit und wurde scharf: »Denkst du wirklich, ich überlasse dich einer Zukunft, die unser aller Untergang sein könnte? Für wie dumm hältst du mich? Die Zeit des Lichts ist vorbei, es regiert die Dunkelheit, ihr allein gehört dieses Dasein, und deswegen ist deine Zukunft unmöglich, Tochter von Yrma. Dafür hast du doch Verständnis, oder?«

»Aber ... du hast gesehen, was mich erwartet«, sagte Vida kläglich.

»Ja, bis eben war es deine Zukunft, aber jede Zukunft kann gebogen und gebrochen werden. Wenn ich könnte, würde ich dich sofort sterben lassen, Tochter von Yrma, aber dein Tod würde niemandem etwas nützen, denn deine Seele ist es, die ausgelöscht werden muss. Leider ist sie in ihrem gegenwärtigen Zustand so rein, dass eine einzige Berührung mich vernichten würde. Noch bist du unantastbar und nur der Wächter kann dir die Seele rauben, denn deine Reinheit kümmert ihn nicht. Sei also froh, dass ich kein Wächter bin. Doch dieser Umstand soll dich nicht beruhigen, denn sobald ich mit dir fertig bin, wirst du darum betteln, dass dich der Wächter von deinen Qualen befreit.«

Die Kraljica legte sich eine Hand auf die Brust, als würde sie einen Schwur ablegen.

»Dreizehn ist der Anfang der Dunkelheit«, sagte sie. »Dreizehn wird dein Ende sein, so werde ich es geschehen lassen. Denn auf diese Weise schreibe ich deine Zukunft um, und das ist die Ver-

dammung, die ich dir auferlege: An dem Tag, an dem du zur Frau wirst, werde ich dich aufsuchen, egal, wo du dich versteckst, und ich werde dir die Seele aus dem Körper zerren, wie man ein Tier aus einem Bau zerrt. Und du wirst nichts dagegen tun können.«

Vida starrte sie nur reglos an. Die Kraljica hatte eine andere Reaktion erwartet.

»Du glaubst mir nicht?«, fragte sie verblüfft.

»Meine Tanten werden mich schützen«, antwortete Vida. »Sie werden---«

»Oh, ich weiß«, unterbrach sie die Kraljica, »auch dein Vater wird dir Schutz bieten, doch es wird vergeblich sein, denn bis zu dem Tag, an dem du zur Frau wirst, bleiben dir noch drei Jahre. Ich allein werde dafür sorgen, dass du in dieser Zeit mehr leidest als jemals ein Mensch zuvor. Niemand wird dich beschützen können. Ich werde dich zu einem Leuchtfeuer machen, Tochter von Yrma, einem Leuchtfeuer, das jeder Tote sehen kann. Du wirst an der Gabe deiner Mutter verbrennen, und so, wie sie dir deine Zukunft geschenkt hat, sieh dies als mein Geschenk an dich: Ich werde das Tor in das Totenreich öffnen und nichts und niemand wird es schließen können. Nicht deine Tanten, nicht dein Vater. Die Toten werden dir auflauern, sie werden dir die Luft zum Atmen nehmen und selbst deinen Schlaf mit dir teilen. Nun sprich, was sagst du zu meinem Geschenk? Findest du nicht, dass ein Dankeschön angebracht wäre?«

»Das ist Sarkasmus«, sagte Vida.

»Oh, du weißt, was Sarkasmus ist?«

»Selbst unsere Ziegen wissen, was Sarkasmus ist.«

»Aber eure Ziegen wissen nicht, was echtes Leid ist. Vielleicht bringst du es ihnen bei, während du die nächsten Jahre um deinen Tod bettelst.«

Vida sprach zwischen zusammengebissenen Zähnen und betonte jedes Wort.

»Ich werde nicht betteln, denn ich habe keine Angst vor der

Zukunft. Ich bin die Tochter meiner Mutter und meine Mutter hat mich geboren, damit ich ewig lebe.«

Die Kraljica applaudierte.

»Wie aufregend, du bist wahrlich ohne Furcht. Wenn du so furchtlos bist, dann tritt doch näher und lüfte meinen Schleier. Decke auf, wer ich wirklich bin, und lass mich sehen, aus was für einem Holz die Tochter von Yrma geschnitzt ist.«

Vida konnte spüren, dass der Zopf in ihrer Hand kein Zopf mehr war. Sie steckte sich die Feder wieder ins Haar und atmete durch. Ein kaltes, enges Band lag um ihren Hals. Sie dachte nicht daran, sich vor den Herrschaften eine Blöße zu geben oder als Feigling dazustehen. Sie fürchtete niemanden, ganz besonders nicht diese Kraljica, die sie jetzt mit vorgebeugtem Oberkörper erwartete. Vida trat auf sie zu und krallte ihre Finger in den Schleier. Im selben Moment sprang die Verdammung der Kraljica unbemerkt auf Vida über und nistete sich in ihrer Brust ein, um sich von da aus in ihrem ganzen Körpern zu verbreiten.

Der Schleier löste sich mit einem sanften Wispern vom Hutrand.

Und dahinter war nichts.

Und dahinter wartete eine pechschwarze Leere.

Und hinter der Leere wartete noch mehr Leere an der Stelle, an der das Gesicht der Kraljica sein sollte. Vida glaubte in dieser Leere eine Bewegung zu erkennen, als würde sich etwas auf sie zubewegen. Weit entfernt hörte sie die Stimme der Kraljica, doch die Worte machten keinen Sinn. Vida wollte mit der Hand nach der Leere greifen und sie beiseiteschieben, doch ihre Hand bewegte sich nicht und die Leere umfloß sie und löschte alle Lichter, bis es dunkel wurde. Aus dieser Dunkelheit heraus hörte Vida ein Rufen und dann landete ein Schlag in ihrem Gesicht. Für einen Moment glaubte sie, dass der Herr auf sie einprügeln würde, aber sie täuschte sich.

Solomon stand über ihr und klang wütend.

»Hörst du mich nicht? Was tust du hier? Wieso kniest du im Schnee? Und wie bist du auf die dumme Idee gekommen, alleine nach Tavolski Most zu reisen?«

Vida blinzelte verwirrt. Ihr Vater flimmerte, als wäre er aus einem trüben Licht gemacht. Er erinnerte Vida an den toten Soldaten aus der Steppe. Vida sah durch Solomon hindurch bis zum Ende der Gasse und eine Panik kam in ihr auf, dass ihr Vater einer der Toten war.

»Was glaubst du, wie mein Herz gerast hat, als mir Ljod erzählt hat, du seist an seinem Stand gewesen?«, sprach Solomon weiter. »Was hast du hier nur verloren, Vida? Bist du weggerannt? Wissen deine Tanten, dass du hier bist?«

Vida konnte ihm nicht antworten, sie konnte ihn nicht einmal ansehen, sondern starrte auf die Stelle, auf der die Herrschaften eben noch gestanden hatten. Sie verstand nicht, was hier geschah – das Tageslicht war verschwunden und die Nacht angebrochen. Es mussten Stunden vergangen sein. Die Straße vor der Gasse war verlassen, kein Mensch ließ sich blicken und nur eine Ratte huschte an der Mauer entlang wie ein Traum, der sich davonstiehlt.

Vida fragte sich, wie sie ihrem Vater die Begegnung erklären sollte. Sie sah an sich hinab, sie kniete wirklich im Schnee und ihre rechte Hand war so fest zu einer Faust geballt, dass sich ihr Arm leblos anfühlte. Solomon folgte ihrem Blick und bemerkte jetzt erst, was da zwischen ihren Finger hervorragte.

Das darf nicht sein, dachte er und zog Vida auf die Beine.

Er legte die Arme um sie und strich ihr über den Kopf.

»Lass es fallen«, sagte er in Vidas Ohr hinein. »Lass es einfach fallen, hörst du?«

Vida drückte ihre Stirn fest an seine Brust und öffnete ihre Faust. Der Schleier der Kraljica schwebte zu Boden wie ein trockenes Blatt. Vida konnte den Blick nicht abwenden. Der Schleier war kein Schleier mehr. Wie die Rabenfeder sich in einen Zopf

verwandelte, wenn man genauer hinsah, war der Schleier ein Gesicht. Vida registrierte jedes Detail – die Wangen, den Mund und die Nasenflügel, die zu beben schienen, als würde das Gesicht atmen. Ein Zittern schüttelte ihren Körper, sodass Solomon dachte, sie würde frieren. Er kam nicht darauf, dass seine Tochter von einer unfassbaren Furcht durchflutet wurde, weil das Böse einen Zugang in ihr Innerstes gefunden hatte.

Es war Vidas erste Niederlage.

Es war das erste Mal, dass sie erkrankte.

»Es ist nur eine Maske«, sagte Solomon und schob mit dem Fuß Schnee über das Gesicht, danach zog er seinen Mantel aus und wickelte Vida darin ein. Ihre Arme schlossen sich um seinen Hals und sie drückte sich zitternd an ihren Vater, der einen Moment lang zögerte, dann beugte er sich hinunter und hob das Gesicht aus dem Schnee auf. Er verstaute es in seiner Manteltasche, ehe er sich abwandte und mit seiner Tochter aus der Gasse in eine Zukunft trat, die ihnen beiden vollkommen fremd war.

